Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1927

279 (30.11.1927) Die Mußestunde

Visual Library

also mitten in einer Eiszeit. R. T.

Literatur

Eduard Heimann: Die sittliche Idee des Klassenkampfes und die Entartung des Kapitalismus. Schriften zur Zeit. Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Berlin. Preis kartoniert 2 M. Die Parole des Klassenkampfes spielt in der deutschen politischen Geschichte der Neuzeit eine wichtige Rolle. Ihren Trägern ist sie Ausdruck höchsten Idealismus, den programmatischen Gegnern Beweis stärkster materieller Besessenheit und sittlichen Verkommenheit. Da tut beiden Lagern die besinnliche Untersuchung Heimanns sehr not. Der Verfasser ist Professor der Nationalökonomie an der Hamburgischen Universität. Der Klassenkampf ist notwendiger Bestandteil des kapitalistischen Interessenkampfes. Kritik am Klassenkampf führt zwangsläufig zur Kritik am Kapitalismus, der Ordnung, die angeblich auf dem Prinzip der Freiheit und Selbstverantwortung beruht. Aber es handelt sich keineswegs nur um eine wirtschaftliche Frage. Heimann deckt die viel tiefer liegenden ursprünglichen Beweggründe des Klassenkampfes auf. Er prüft die später entstandene Klassenkampftheorie auf ihre Richtigkeit und ist in der Lage, den wirklichen geistigen Gehalt eindeutig herauszustellen. Eben jetzt, wo ein Teil der Unternehmer sich offenbar umzustellen beginnt und wieder Sinn für Tatsachen bekommt, sollte diese Schrift von allen Seiten sehr ernst genommen werden. Gerade weil der Verfasser religiös und ethisch gerichtet ist, denkt er radikal und geht den Dingen auf den Grund. Wer die Krise unserer Zeit mit Bewußtsein durchlebt und nach Erneuerung des menschlichen Zusammenlebens strebt, wird dem Verfasser für die Uebermittlung so bedeutsamer Einsichten größten Dank wissen.

Marxismus und Bodenreform, die bekannte Schrift des Führers der deutschen Bodenreformer Dr. Adolf Damaschke, entstanden aus einem Vortrage vor den Breslauer Funktionären der SPD. und des ADGB. im Frühjahr 1922, ist soeben in erweiterter Neuauflage (26.—30. Tausend) erschienen. Die Schrift zeigt an Hand eines sehr beachtenswerten Tatsachenmaterials wie tief die Ideen der deutschen Bodenreformbewegung in die organisierte geistige und körperliche Lohnarbeiterschaft aller Berufe eingedrungen, wie stark die politischen Parteien und Gewerkschaften davon befruchtet sind. Unter den für die Geschichte wie auch für die praktische Bodenpolitik der Gegenwart wichtigen Dokumenten, die in der erweiterten Ausgabe der Schrift enthalten sind, finden wir auch den sozialdemokratischen Vorschlag zur Bodenreform von 1923. Die Darstellung der Bodenreformbewegung ist bis zu ihrem grundsätzlichen Siege im Reichstage im Frühjahr 1926 weitergeführt. Die Schrift, die durch die Geschäftsstelle des Bundes Deutscher Bodenreformer, Berlin NW 87, Lessingstraße 11 (Postscheck Berlin NW 3900) zum Preise von 1 M zu beziehen ist, wird allen Boden-, Siedlungs- und Wohnungspolitikern insbesondere für die Beurteilung der heutigen Einstellung der marxistischen Parteien zur Bodenreformbewegung unschätzbare Dienste leisten.

„Der unbekannte Pestalozzi". Von Robert Seidel. Zürich, Orell Füßli. 322 Seiten. — Biographische Darstellungen bürgerlicher Autoren befriedigen uns meist deswegen so wenig, weil sie die Menschen viel zu wenig in ihrem Verflochtensein mit den wirtschaftlichen und politischen Zuständen ihrer Zeit zeigen. Mit Pestalozzi geht es genau so. Unser auf dem Gebiet der Sozialpädagogik verdienstvoller und führender Genosse Seidel, Privatdozent an der Universität Zürich, wendet sich gegen das theologisch-monarchistische Porträt, das uns bisher von Pestalozzi gezeichnet wurde, und bei dem man wichtige und entscheidende Züge des großen Mannes einfach unterschlug. So ist die Broschüre besonders in dem Teil interessant, der Pestalozzi als Revolutionär gegen die verrottete Adelswirtschaft, als Demokraten und Volkshelden darstellt. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß Pestalozzi die soziale Ungleichheit als Quelle alles Verderbens bezeichnete, daß er sich für den Tyrannenmord aussprach und sich „zur Abhärtung gegen die Folgen einer solchen Tat oft bis aufs Blut geißelte". Als Mitglied der „Helvetischen Gesellschaft zur Gerwe", einer politischen Organisation zur Erziehung von Republikanern, kam er in Konflikt mit dem Adelsregiment, wurde in Arrest gesteckt und wirtschaftlich auf's Trockene gesetzt. Wenn man das familienfromme Gesäusel liest, das z. B. das an bad. Lehrerseminarien eingeführte Handbuch der Pädagogik von Heilmann über Pestalozzi verbricht und vergleicht es mit Seidels Broschüre, so erkennt man, in welch systematischer Weise die Versimpelung unseres Lehrernachwuchses durch die bürgerliche Gesellschaft betrieben wird. Seidel's Broschüre trägt ihren Titel mit Recht; der Revolutionär und Sozialpolitiker Pestalozzi ist tatsächlich so gut wie unbekannt.

Wie verlängere ich mein Leben? Ueber dieses, für jeden Einzelnen hochwichtige Thema beginnt in der ersten September-Nummer des „Aerztlichen Wegweiser" der über Deutschlands Grenzen hinaus bekannte und geschätzte Arzt Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Fürbringer, Berlin, eine Abhandlung in mehreren Fortsetzungen. In allgemein verständlicher Form, frei von allem Wissenschaftlichem, gibt der Verfasser Winke und Ratschläge, wie man leben soll, um sich sein Leben möglichst lange in Gesundheit und Frische zu erhalten. Prof. Fürbringer — selbst 78 Jahre alt — schöpft aus reichem Wissen und reicher, in umfangreicher Praxis gesammelter Erfahrung. Der Aerztliche Wegweiser, eine volkstümlich-medizinische Halbmonatsschrift, ist durch den Verlag Dr. Georg Maschke, Berlin W 8, Kronenstraße 4—5 zu beziehen. (Probenummern kostenlos.)

Arbeiterlieder von Bela Reinitz sind soeben in der Universal-Edition erschienen. Das erste Heft betitelt sich „Ca ira . . ." (Es wird geh'n) und enthält Lieder nach Texten von Mühsam, Georg Herwegh (das herrlich vertonte „Bet' und arbeit'"), Dehmel (Erntelied) und Josef Luitpold; das zweite Heft bringt ausschließlich Lieder von Klabund, darunter die ergreifenden Dirnenlieder. Mit echtem revolutionären Schwung und großer Begeisterung sind diese schlichten, packenden Lieder geschrieben und der große Erfolg, den Reinitz in Wien in den vielen Aufführungen in Arbeiterheimen gefunden hat, wird verständlich, umsomehr als die klangvolle Begleitung leicht spielbar ist. Allen, die proletarische Musik und echt revolutionäre Kunst pflegen, namentlich den Veranstaltern von Volkskonzerten, seien diese Lieder auf's wärmste empfohlen.

Ein Buch, so alt wie die Bibel, ist der bekannte Tao-te-king des chinesischen Weisen Lao-tse, dessen Lehren noch heute die religiösen Anschau- […] Ostens — eine gut gelungene Eindeutschung der Sprüche des Lao-tse unter dem Titel „Tao und The. Diesseits und Jenseits". (60 Pfg.) im Baum Verlag, Pfullingen in Württemberg, herausgegeben, die auch dem einfachsten Mann ein Verstehen der Lehren dieses größten chinesischen Denkers möglich macht.

Praktische Winke für Verlobte und solche, die es werden. Von Georg Ziegler, Justiz-Inspektor i. e. R. Ettlingen. Selbstverlag des Verfassers. Preis 1.70 M. Es sei von vornherein festgestellt, daß die unter obigem Titel erschienene Schrift des Justiz-Inspektors a. D. Ziegler völlig frei ist von jeder tendenziösen Erotik. Leichtfaßlich und klar formuliert der Verfasser die rechtlichen Voraussetzungen jeder Eheschließung, behandelt anschaulich ihre wichtigsten Probleme (Heimatspapiere, Ehevertrag, Mischehe usw.) und gibt so den jungen Menschen eine Schrift in die Hand, deren genaues Studium, Viele vor Unüberlegtheiten zurückhalten und vor Heiraten, die von vornherein den Stempel der unglücklichen Ehe tragen würden, zu bewahren vermag. Das Büchlein des alten Justizpraktikers ist daher äußerst lesenswert.

Reisen in Finnland. Ueber Reisen in Finnland unterrichtet in interessanter Weise ein illustrierter Artikel in der Nummer 152 der von Siegbert Salter herausgegebenen Zeitschrift „Europa auf Reisen", deren überaus reichhaltige Ausstattung immer wieder aufs Neue besticht. Besonders bemerkenswert sind in diesem Heft ferner noch folgende Artikel: „Bad Schönfließ der einzige neumärkische Badeort", „Der Ostmarkenrundfunksender", „Vom mitteldeutschen Braunkohlenbergbau", „Edinburgh, die Hauptstadt Schottlands", „Die Seilschwebebahn auf dem Feuerkogel", „St. Gallen" von Nationalrat Dr. Bruno Pfister, die Ausstellung „Das bayerische Handwerk", „Wyk auf Föhr als Winterkurort". Ueber 90 Abbildungen illustrieren den Inhalt dieses Heftes. Preis des Einzelheftes 50 Pfg. Verlag „Europa auf Reisen", Berlin W 50, Passauerstr. 3.

Rätselecke

Buchstabenrätsel

Den Wörtern: Hinz, Uhr, Wachhaus, Eile, Buch, Amme, Buch, Weihe, Ader, Eger, List, Bonn ist je ein Buchstabe an- oder einzufügen um neue Wörter zu bilden. Sind es die richtig gewählten Wörter, so ergeben die hinzugenommenen Buchstaben aneinandergereiht ein neues Wort, das auf die gegenwärtigen Witterungsverhältnisse Bezug hat.

Ausschalträtsel

Den Wörtern: Erde, Zeichen, November, Schere sind je zwei zusammenhängende Buchstaben auszuschalten. Sind die richtigen entnommen, so ergeben diese Buchstaben zusammengestellt einen Zeitabschnitt.

Rätselauflösungen

Vexierbild: Man stelle das Bild auf den Kopf. Die ausschreitende Gestalt eines Mannes in Ueberzieher und Zylinderhut suche man im Geäst der Bäume, sein Gesicht wird von der einen Autolampe gebildet.

Rätsel: Abel — Gabel.

Richtige Lösungen sandten ein: Adolf Kübler, Georg Menges, Karlsruhe; Frau Anna Ansel, Karlsruhe-Mühlburg.

Witz und Humor

Gefährlich. Der Sohn hatte vom Arzt mehrere Bäder verschrieben bekommen. Als der Vater dies erfuhr, sagte er: „Nimm dich nur in acht, mein lieber Junge, an so etwas kann man sich sehr leicht gewöhnen!"

Das Neueste. In einem Berliner Baugelände liegen am Rande der neu angelegten Straßen die Kanalisationsröhren. An einer Stelle, wo drei gleich lange Röhren zusammen liegen, sehe ich, wie mehrere Jungens in die Röhren hineinsprechen, während andere auf der entgegengesetzten Seite lauschen.

„Was macht ihr denn hier?" fragte ich im Vorbeigehen.

„Wir machen Rundfunk im Freien," sagte der eine Knirps. „Det is unser Drei-Röhrenapparat." (Ulk.)

Es ist halb so schlimm! In einem Dorfgasthaus verlangt ein Gast ein Glas Milch. Durch das offene Fenster schwirren vom gegenüberliegenden Stall her ganze Wolken von Fliegen in die Gaststube und sind nur durch eifriges Wedeln von der Milch fernzuhalten.

„Schließen Sie doch bitte die Stalltüre und das Fenster," wendet sich der Gast an die Wirtin, „die Milch ist ja kaum vor Fliegen zu schützen!"

„O, das ist halb so schlimm," meint die Frau, „wir lassen ja den Milcheimer sowieso immer im Stall stehen!"

Mode. „Herrgott, hat die Lu aber ein komisches Kleid an." — „Unsinn, das ist doch ihr neues Kleinauto." (Ulk.)

Sicherheit. Eine alte Dame fuhr zusammen mit anderen Besuchern den Schacht eines Kohlenbergwerks hinab. Der Aufzug war etwas primitiver Art und als die alte Frau den einzigen Strick sah, an dem der Kasten hing, fragte sie recht unruhig den begleitenden Bergmann: „Glauben Sie, daß das Ding hält?" — „Es ist so sicher wie eine Geldbank," sagte grinsend der Mann. Sie brauchen sich gar nicht zu fürchten. Solche Taue sind auf ein Jahr garantiert, und dieses Seil wird übrigens morgen erneuert."

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur H. Winter, Karlsruhe.

Die Mußestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

48. Woche / 47. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 30. November 1927

Die Zeit der Vorbereitung

Von Badene

Adventsglocken klingen. Sie künden das Kommen
Der nahen Erlösung von Sünde und Pein.
Adventsglocken läuten. Sie sagen den Frommen
In Schlössern, Palästen und Dachkämmerlein:
Nun öffnet die Herzen —
Zu IHM seht empor —
Seit gläubig wie Kinder —
Bereitet euch vor.

Adventsglocken jubeln. Sie geben dir Kunde:
Ein Gott wird geboren in Menschengestalt.
Adventsglocken warnen. Aus ehernem Munde
Erklingt ihre Mahnung mit Sturmesgewalt:
Seit gnädig, barmherzig —
Der Arme ist reich —
Das Leben währt ewig —
Vor Gott seit ihr gleich.

Adventsglocken klagen. Die Menschen erraffen
Sich Schätze und Reichtum und streben nach Gold,
Sie dienen den Götzen mit tötlichen Waffen
Und stehen in Mammons verwerflichem Sold.
Und opfern ihm Menschen —
In sklavischer Fron —
Verteuern das Leben —
Verweigern den Lohn.

Adventsglocken jammern. Ein Gott war geboren
Zum Heil und zum Frieden der Menschen auf Erd'.
Adventsglocken stöhnen. Vergessen, verloren,
Die Ewigkeitswerte, die ER euch gelehrt.
Adventsglocken mahnen: —
Bereitet euch vor —
Ihr Arme und Schwache —
Reckt selbst euch empor.

Vor 800 Jahren rund um Badens Hauptstadt

(Von Albert Hausenstein, München).

I. Nordwärts von Karlsruhe

Man schreibt das Jahr des Herrn 1121. Auf dem deutschen Kaiserthrone sitzt Heinrich V., der letzte deutsche König aus dem salischen Hause. Ueber die badischen Lande herrscht Markgraf Hermann II., dessen Vater, Hermann I., die glücklich zustande gekommene Vereinigung fränkischer und alemannischer Elemente zu verdanken ist, wodurch die Besitzverhältnisse und der geschichtliche Werdegang des badischen Fürstenhauses günstig beeinflußt wurden.

Beim Abte Wolpoto von Kloster Gottesaue, das im Jahre 1094 von dem Pfinzgrafen Berthold von Hohenburg gegründet, 1103 durch den Konstanzer Bischof Gebhard III. von Zähringen eingeweiht und von Bruno, Abt des Benediktinerklosters Hirsau, mit zwölf Mönchen seines Ordens unter Wolpotos Führung besetzt ward, sind wir zu Gast gewesen. Was Küche und Keller an ausgewählten, gaumenreizenden Speisen und Getränken zu bieten vermochten, schleppen dienstbeflissene Brüder heran, und unsere müden Rößlein sind nicht minder gut und sorgsam im weitläufigen Klosterstalle aufgehoben. Nun der Nachtisch aufgetragen wird, rücken wir bei einem Becher funkelnden Weines mit unserem Wunsche heraus, der Herr Abt wolle uns einen Begleiter mitgeben zu einem fröhlichen Ritt rings um die liebliche „Augia Dei", die Gottesaue, auf daß wir die Güter und das reiche Eigentum des Klosters, sowie die ganze Gegend mit eigenen Augen besichtigen können. Bereitwillig willfahrt der Abt unserem Begehren, worauf wir am nächsten Morgen zu früher Stunde die wohlausgeruhten Pferde satteln und unter des Klosterschaffners kundiger Führung lustig hineintraben in das lachende Frührot.

Wir reiten zunächst gen Mitternacht. Zur Rechten grüßt das alte Durlach herüber, das wohl schon als merowingische Schenkung an das Stift Weißenburg und später an die Herzöge von Schwaben kam. Ernst blicken die wehrhaften Zinnen der auf römischen Grundmauern sich erhebenden Burg Hohenberg oder Grötzingen, des heutigen Turmberges, auf das Städtlein zu ihren Füßen nieder. Ihrem augenblicklichen Burgherrn, dem Grafen Berthold von Hohenburg-Henneberg, Herrn der Grafschaft Forchheim, verdankt das gastliche Kloster Gottesaue, das wir soeben verlassen haben, seine Entstehung. Mitten durch den dichten, morastigen Lußhart hindurch, jenen Wald, der die Gegend südlich von Bruchsal bis über das heutige Karlsruhe hinaus bedeckte, und der schon in einer Kaiserurkunde Heinrichs V. vorkommt (1110), tragen uns unsere Rosse immerzu nach Norden, bis sich nach nicht allzu langer Zeit das spitze Kirchtürmchen von Rintheim aus dem Morgennebel schiebt. Dieser Ort ist schon sehr alt. In der Grenzbeschreibung der Güter des Gottesauer Klosters aus dem Jahre 1110, von der schon zuvor im Zusammenhang mit dem Lußhart die Rede war, heißt es wörtlich: „von Rintdan mitten in den Lußhart, dann von Rintdan bis Salzfurt", einer wohl am Salbach zu suchenden Oertlichkeit. Mit „Rinderheim" oder „Heim des Rindo" wird der Name des Dörfchens heutzutage zu erklären versucht. Trifft das erstere zu, so haben sich die Bewohner Rintheims wohl durch ihre hervorragende Viehzucht ausgezeichnet. Der Ort selbst gehörte, wie die meisten der weiterhin noch aufgeführten Dörfer, zu den Schenkungen, mit denen Berthold von Hohenburg das Kloster „Godeshouwa" begabte, wie wir später noch sehen werden.

An den niederen Hütten Rintheims vorbei nimmt uns abermals der Lußhart auf, den wir durchreiten, bis sich auf einer Waldlichtung die armseligen Häuser von Hagsfeld zeigen. Zum ersten Mal vernehmen wir von dem Dasein dieses Dorfes im Güterbuche des Abtes Edelinus von Weißenburg im Elsaß. Unter dem Besitzreichtum dieses Klosters wird unter Nr. 282 auch „Habachesfelt" aufgeführt. Im gleichen Verzeichnis treffen wir unter Nr. 194 auf den Eintrag „de habechesfelt", und im gleichen Buch heißt es, es befinde sich bei „Habechesfelt" ein Herrenhof. Da diese Einträge nicht datiert sind, läßt sich das genaue Alter derselben nicht angeben; doch geht aus verschiedenen Andeutungen hervor, daß sie aus dem Ende des 8. oder dem Anfang des 9. Jahrhunderts herrühren. Immerhin aber geben uns die hier vorkommenden Namensformen „Habachesfelt" und „Habechesfelt" einen Anhaltspunkt für die Ableitung dieses Ortsnamens. Denn daß das althochdeutsche Wort „habuh" (mittelhochdeutsch „habech") = Habicht darin enthalten ist, liegt auf der Hand, und der Dorfname wäre somit sprachlich als „Habichtsfeld" gedeutet, woraus der Schluß gezogen werden darf, daß die Hagsfelder Gegend zu jener Zeit von diesen Raubvögeln gewimmelt haben muß. In dem noch jugendlichen Alter von 28 Jahren war der sächsische Kaiser Otto II. fernab der Heimat, in Italien, verschieden. Sein noch unmündiges Söhnchen, der nachmalige Otto III., ward von verschiedenen Großen des Reiches nicht anerkannt; es hieß sogar mehrfach, man wolle das Kind seiner Herrschaft, die durch seine Mutter, die staatskluge Griechin Theophano, ausgeübt ward, berauben. In der Tat begannen auch einige dieser Vasallen, an sich zu reißen, was ihnen gerade gefiel. Unter diesen zwang auch unser Landsmann, der Herzog Otto, ein Sohn Konrads des Roten, der Graf im Worms-, Kraich- und Elsenzgau gewesen war, die Abtei Weißenburg mit Waffengewalt unter seinen Willen. Selbstverständlich waren damit sämtliche Güter und Besitztümer des Stiftes, die sich sowohl auf der linken, als auch auf der rechten Rheinseite befanden, in Ottos Gewalt geraten, und unter diesem Besitzstand der Abtei wird auch wiederum „Habechesfelt" erwähnt. Dies geschah im Jahre 991, wie uns der Geschichts- und Sprachforscher Johann Kaspar Zeuß in seinen „Traditiones possessionesque Wizenburgenses" überliefert hat.

Unser nächstes Ziel ist das kleine Dörflein Stafforf, nachdem wir uns etwas mehr nach Osten gewendet haben. An der „staten" d. h. beständigen „Furt" der Pfinz ist der Ort entstanden und trägt davon auch seinen Namen bis heute. „Stafphort" nennt Kaiser Heinrichs V. schon mehrfach herangezogene Bestätigungsurkunde von 1110 das Dorf, das gleichfalls zu den gottesauischen Schenkungen gehörte. Auf einer starken Fähre überschreiten wir die „Pfüntz", deren Namensdeutung mit „Sumpfbach", vom mittellateinischen „pontus" abgeleitet, sehr gerechtfertigt erscheint. Denn zu beiden Seiten des Flusses denen sich weite Wasserflächen, in denen sich Schilf und Weiden wiegen.

Nach kurzer Rast in dem einfachen Stafforter Dorfwirtshause schwingen wir uns wiederum in den Sattel, und scharf nordwärts geht es nun auf unwegsamem Gelände, mitten durch den düsteren Lußhart, nach dem nächsten bewohnten Orte in dieser Waldwildnis, dem uralten Dorfe Spöck. Der Name Spöck dürfte wohl aus dem Althochdeutschen kommen. „Spaha" bedeutet „Rute", und der

der Name selbst hinsichtlich der mutmaßlichen Entstehung Spöcks einigen, wenn auch dürftigen, Aufschluß. Wir müssen uns, von heute ab gerechnet, zu diesem Zweck um etwa 2000 Jahre zurückversetzt denken, in jene Zeiten, da noch die Gewässer des uneingedämmt dahinrauschenden Rheinstromes die ganze Gegend zwischen Vogesen und Schwarzwald, zwischen dem Kraichgauer Hügelland und dem Hardtgebirge ausfüllten, bald hier und dort in dem gewaltig breiten Flußbette Sandbänke bildend. Da diese letzteren jedoch infolge der Launen des Stromes steten Veränderungen unterworfen waren, kam man wohl frühzeitig schon auf den Einfall, die eine oder andere dieser Sand- oder Geröllinsel inmitten der Fluten durch Faschinenpackwerk, also durch umbundene, mit Erde oder Steinen gefüllte Reisig- oder Rutenbündel, zu stützen und sie durch solcherlei zweckmäßige Vorkehrungen dauernder Bewohnbarkeit zu erschließen. Ganz ähnlich mag man auch mit der Sandinsel verfahren sein, auf der sich heute das Pfarrhaus Spöck an der Pfinz erhebt. Aber, wie gesagt, wir sind in betreff der sprachlichen Ableitung dieses Dorfnamens lediglich auf Vermutungen angewiesen.

Ein kerniger, trotziger Menschenschlag muß damals in dieser Gegend gehaust haben. Wild wie der Boden, war ihre einfache, nomadenhafte Lebensweise. Große Wälder, insbesondere der gewaltige Lußhart, ungeheure Sümpfe und kühles Klima machten das Land unwirtlich. Zeitiger als jede andere germanische Völkerschaft wurden diese Urbewohner der Rheinebene mit den alles verschlingenden Römern bekannt, die alsbald daran gingen, das neuerworbene Land mit einem stattlichen Straßennetze zu versehen und ihre hochentwickelte Kultur bis zum Pfahlhag zu tragen. Eine solche römische Straße zog von Ettlingen her über Rintheim, Hagsfeld nach Büchig, folgte von hier ab der Pfinz und berührte dabei Blankenloch, Stutensee und schließlich auch Spöck, wo sie den Flußlauf wiederum verließ, um sich nordöstlich in die Gegend von Karlsdorf zu wenden. Die Stürme der Völkerwanderung brausten auch über unsere Gegend hin, die merowingische Königsgewalt verfiel immer mehr, und das rheinfränkische Herzogtum zu beiden Seiten des Stromes gelangte zu stetig wachsender Selbständigkeit. Auch das vordem so mächtige Karolingerreich löste sich bei Karls des Großen Ableben auf, und Ludwig der Deutsche übernahm den Besitz des heutigen Baden. Die Gegend des heutigen Spöck gehörte nun zum sogen. Anglachgau, dessen Hauptort Eppingen war; dieser Anglachgau selbst bildete nur wiederum einen Teil des Kraichgaues. Doch hören wir, was uns die Urkunden aus jenen ältesten Zeiten Spöcks zu erzählen wissen!

„Wenn wir den Bitten unserer Getreuen gnädig unser Ohr leihen", hebt eine Urkunde Ludwigs des Deutschen, „des allergnädigsten Königs von Ostfranken", vom 19. Juni 865 an, „erfüllen wir damit nicht nur die Pflicht des Königs, wie es sich gebührt, sondern wir erreichen dadurch ohne Zweifel, daß sie uns noch treuer und ergebener sind, und wir glauben bestimmt, es sei der Erlangung eines ewigen, glückseligen Lebens förderlich. Daher mögen alle unsere Getreuen, die gegenwärtigen, wie die zukünftigen, wissen, wie der hochwürdige Bischof Gebhard unsere Hoheit gebeten hat, daß wir zur Mehrung unserer Verdienste die Güter bei Spechaa (bei Spechaa im Anglachgau), welche Theodulus an die zu Ehren der heiligen Maria erbaute Speierer Kirche schenkte, und die Güter bei Hagenbach im Speiergau, die sein Bruder Hildebert an vorerwähnte Kirche vergabte, und was sonst immer der hochwürdige Bischof Gebhard als Eigentum erwarb, kraft unserer Würde bestimmt haben, daß dies alles fortan zur Nutznießung der Gott dienenden Brüder im Kloster zu Speier immerfort dienen solle . . ." Die durch den Bischof Gebhard I. von Speier dem dortigen Domstifte gemachte Güterschenkung, wodurch „die Güter bei Spechaa" an Speier kamen, findet also hiermit die Bestätigung des königlichen Herrn.

(Fortsetzung folgt.)

Nach zwanzig Jahren

Von Williams Sydney Porter

Der Revierpolizist schritt gravitätisch die Allee entlang. Sein gravitätischer Gang war in seiner Natur gelegen und keineswegs markiert, denn es waren nur ganz wenige Zuschauer auf der Straße. Es war wohl kaum erst zehn Uhr abends aber frostige Windstöße mit kleine.. Regenschauern hatten die Straßen beinahe geleert.

Er probierte an den Türen, ob sie geschlossen seien, schwang seinen Stock mit viel Gewichtigkeit und in kunstvollen Bewegungen, schritt auf und nieder, um sein wachsames Auge die Verkehrsstraße heruntergleiten zu lassen. Der Polizist mit seiner kräftigen Figur und seiner etwas von oben herabblickenden Art war ein ganz nettes Bild für einen Friedenswächter. Seine Nachbarschaft gehörte zu jenen, die bald zur Ruhe gehen. Nur hier und dort konnte man die Lichter eines Zigarettengeschäftes oder einer Schenke, die die ganze Nacht offen hielt, gewahren. Doch die Mehrzahl der Türen gehörte Geschäften an, die schon seit langem gesperrt hatten.

Als sich der Polizist etwa in der Mitte eines Häuservierecks befand, verlangsamte er seinen Gang. Beim Türeingang eines Eisenwarengeschäftes lehnte ein Mann der eine unangezündete Zigarre im Munde hielt. Als sich ihm der Mann näherte, begann der Mann rasch zu sprechen.

„Es ist alles in Ordnung, Herr Wachtmeister", versicherte er wiederholt, „Ich bin im Begriffe, hier einen Freund zu erwarten. Es handelt sich um eine Vereinbarung, die wir vor zwanzig Jah-

langen Zeit war nämlich hier an dieser Stelle, wo jetzt dieser Laden ist, ein Restaurant — Big Joe Bradys Restaurant — so hieß es."

„Noch bis vor fünf Jahren war es hier", entgegnete der Wachmann. „Es wurde dann eingerissen."

Der Mann vor der Geschäftstür riß ein Zündholz an und zündete sich die Zigarre an. Das Licht enthüllte eine bleiches, viereckiges Gesicht, mit unternehmend dreinblickenden Augen, und einer kleinen weißen Narbe, nahe bei der rechten Augenbraue. Er hatte eine Krawattennadel, die einen großen Diamanten trug, der ganz sonderbar gefaßt war.

*

„Heute vor zwanzig Jahren," sprach der Mann, „habe ich hier bei Big Joe Brady mit Jimmy Wels, meinem besten Kameraden, dem wackersten Burschen auf der ganzen Welt gegessen. Er und ich sind hier in Neuyork aufgewachsen und wir waren wie zwei Brüder miteinander. Ich war damals 18 Jahre alt, Jimmy zählte 20. Am folgenden Morgen mußte ich nach dem Westen reisen, um dort mein Glück zu versuchen. Den Jimmy konnte niemand dazu bewegen Neuyork zu verlassen. Er hielt es für den einzigen Ort auf der Erde, wo man leben konnte, nun, und damals gelobten wir einander, daß genau 20 Jahre nach diesem Tage wir uns hier an dieser Stelle treffen wollten, ohne Rücksicht darauf, in welchem Zustande wir uns befinden würden und ohne Rücksicht auch auf die Entfernung wollten wir jedenfalls zusammenkommen. wir nahmen an, daß in zwanzig Jahren jedem bereits sein Schicksal bestimmt und jeder sich ein Vermögen erworben haben würde.

„Es klingt höchst interessant", sprach der Polizist, „doch scheint es mir für eine Verabredung eine ziemlich lange Zeit zu sein. Haben Sie seit jener Zeit, da Sie Ihren Freund verließen, nichts Näheres mehr von ihm gehört?"

„Do doch, eine Zeitlang haben wir miteinander korrespondiert", sagte der Andere. „Doch ein oder zwei Jahr später verloren wir die Verbindung miteinander. Sie wissen, daß der Westen hübsch groß ist, und ich habe mich dort überall kreuz und quer herumgetrieben. Doch ich weiß sicher, daß Jimmy bestimmt zu dem Rendezvous hierherkommen wird, falls er am Leben ist, denn er war stets der treueste und verläßlichste Bursche, den die Welt gesehen hat. Er hat es bestimmt nicht vergessen. Ich bin etwa tausend Meilen hergereist, um vor dieser Türe stehen zu können, und es ist der Mühe wert gewesen, wenn mein alter Kamerad hier auf der Bildfläche erscheinen wird."

Der wartende Mann zog eine nette Taschenuhr heraus, deren Deckel mit Brillanten besetzt waren.

„Es fehlen noch drei Minuten zu zehn Uhr", kündigte er jetzt an, es war genau zehn Uhr, als wir damals aus der Türe des Restaurants heraustraten.

„Es war wohl schön dort im Westen, nicht wahr?" fragte der Polizist.

„Donnerwetter, das können Sie sich wohl denken! Ich hoffe, daß es dem Jimmy nur halb so gut gegangen ist, dann gings ihm noch sehr gut. Denn er war ein guter Arbeiter und ein prächtiger Kerl. Ich selbst mußte alles mögliche anstellen, um zu einem Vermögen zu kommen. Der Mensch versauert nämlich in Neuyork. Man muß nach dem Westen wandern, um gescheit zu werden."

Der Polizist schwang seinen Stock und sprang eine oder zwei Stufen aufwärts.

„Ich muß meine Runde antreten. Ich hoffe, daß Ihr Freund noch zur rechten Zeit kommen wird. Erwarten Sie ihn denn ganz pünktlich?"

„Nicht ganz, muß ich sagen," erwiderte der andere. „Ich will ihm wenigstens eine halbe Stunde zugeben. Aber wenn Jimmy lebt, dann wird er innerhalb dieser Zeit zuverlässig hier sein. Leben Sie wohl, Herr Wachtmeister."

„Gute Nacht, mein Herr", sagte der Polizist, indem er wieder seine Runde antrat, und im Vorübergehen an den Türen probierte, ob alles in Ordnung sei.

Ein feiner Regen rieselte jetzt hernieder und der Wind hatte sich von unregelmäßigen Stößen zu einem festen, kontinuierlichen Wind verändert.

Die wenigen Passanten dieses Stadtteiles eilten düster und schweigend mit aufgeschlagenem Rockkragen und die Hände in den Taschen vergraben, durch die Straßen. Vor der Türe des Eisenwarengeschäftes aber stand der Mann, der seine Zigarre rauchte und wartete. Tausend Meilen war er herbeigeeilt, um eine fast lächerlich anmutende Vereinbarung zu erfüllen.

Er wartete zwanzig Minuten, als ein großer Mann in langem Ueberrock mit bis über die Ohren aufgeschlagenem Kragen quer von der gegenüberliegenden Seite der Straße herbeigestürmt kam. Er ging geradewegs auf den wartenden Mann zu.

„Bist Du es, Bob," fragte er zweifelnd.

„Hallo, Jimmy Wells?" rief der Mann vor der Türe.

„Willkommen," sagte der Neuangekommene, indem er die beiden Hände des anderen zusammendrückte. Es ist Bob, so sicher, wie das Schicksal. Ich war davon überzeugt, daß ich Dich hier finden würde, wenn Du noch am Leben bist. Schön, schön, daß Du da bist. Zwanzig Jahre sind eine lange Zeit. Das alte Restaurant ist verschwunden, Bob. Ich wünschte, daß es an der Stelle geblieben wäre, so hätten wir dort miteinander speisen können. Wie ist Dir der Westen bekommen altes Haus?"

„Das ist jetzt gleich! Was mein Herz begehrte, hab' ich dort gefunden. Doch Du hast Dich sehr verändert, Jimmy. Nie hätte ich Dich um zwei oder drei Zoll größer vermutet."

„Oh, ich bin ein Stück gewachsen, seit damals."

hier einen guten Ort, dort werden wir uns einmal ordentlich über die alten, vergangenen Zeiten unterhalten."

*

Die beiden Männer schritten Arm in Arm die Straße herunter. Der Mann aus dem Westen, durch seine Erfolge redselig geworden, begann die Geschichte seines Lebens zu erzählen. Der andere hörte ihm, in seinen Rock gewickelt, mit Interesse zu. An der Straßenecke war ein Apothekergeschäft, dessen Lampen hell erglänzten. Als sie in den Lichtschein hereintraten, wandte sich jeder gleichzeitig gegen den anderen, um ihm ins Gesicht zu blicken.

Der Mann aus dem Westen blieb mit einem Male stehen und gab des anderen Arum frei.

„Du bist doch nicht Jimmy Wells", entfuhr es ihm, zwanzig Jahre ist zwar eine lange Zeit, aber doch nicht lang genug, um eines Mannes Nase römischen Formats in eine Stumpfnase zu verändern.

„Oh, es kommt sogar mitunter vor, daß sich ein guter Mensch in dieser Zeit in einen schlechten verwandelt," sprach der große Mann. „Sie werden sich innerhalb zehn Minuten in Haft befinden, Silky Bob. Man ist in Chicago der Meinung, daß Sie möglicherweise ihren Weg hierher eingeschlagen haben, und wir haben eine Depesche erhalten, daß man Sie dort zu sprechen wünscht. Sie werden sich ruhig verhalten, nicht wahr? Das ist vernünftig von Ihnen? Nun, ehe wir miteinander auf die Polizeistation gehen, habe ich noch eine Nachricht für Sie, die man mich bat, ihnen auszuhändigen. Sie können sie hier beim Fenster durchlesen. Sie stammt vom Revierpolizisten Wells."

Der Mann aus dem Westen faltete das kleine, ihm eingehändigte Papier auseinander. Seine Hand war fest, als er es zu lesen begann, aber bald fing sie zu zittern an, als er zu Ende gelesen hatte. Die Nachricht war ziemlich kurz.

„Bob — ich war zur richtigen Zeit am festgesetzten Ort. Als Du das Streichholz für Deine Zigarre anzündeteit, sah ich, daß es das Antlitz jenes Mannes war, der in Chicago gesucht wird. Da ich es nicht über mich brachte, die Verhaftung selbst durchzuführen, ging ich davon, und bat einen Zivilpolizisten. die Arbeit statt meiner zu verrichten. Dein Jimmy."

(Aut. Uebersetzung aus dem Französischen.)

Das Armband

Von Fr. Möllenhoff.

Nachdruck verboten.

Die kleine Frau Marci wünschte sich zu ihrem zehnten Hochzeitstage ein Armband. Ein Armband aus massivem Golde, nicht zu dünn und mit Edelsteinen besetzt, mit flachen Gliedern, matt und blank gehalten. Sie sah das Armband schon in leibhaftiger Gestalt vor sich liegen; so fest und bestimmt hatte sie sich in den Gedanken des Besitzes bereits eingelebt. Aber der Wunsch erforderte sehr viel Geld, und Herr Rudolf Marci schüttelte bedenklich den Kopf; kann ich das, darf ich das? Wie sollten wir einen derartigen Luxus von meinem geringen Verdienste bestreiten? „Aber du hast es mir doch versprochen, Rudolf, weißt du noch damals, als wir vor neun Jahren durch den dichten Fichtenwald oben am Heuberg gingen, du mich in den Arm nahmst und küßtest. Da sagtest du: Wenn du es nicht früher bekommst, dann jedenfalls an unserm zehnjährigen Ehejubiläum: Der Zeitpunkt ist jetzt da, und dein Versprechen wirst du doch wohl halten." „Aber das ist nun schon so lange her und eine Ausrede mußte ich doch damals haben; ich weiß auch gar nichts mehr davon."

Aber die noch immer hübsche kleine Frau fieberte ordentlich vor Ungeduld. Das goldene Armband mußte sie haben. In unbewachten Augenblicken besah sie schon immer ihr Handgelenk, wie sich das wohl ausnehmen würde später, wenn sie das ersehnte Schmuckstück angelegt haben würde. Und wenn sie mit ihm ausging, blieb sie vor allen Juwelierläden stehen. „Oh, sie nur dieses", sagte sie. „Nein, nicht das kleine, das ist nicht vornehm. Das große, dicke! Frage nach dem Preis, mein Liebling, das verpflichtet dich doch zu nichts." Rudolf Marci, der ein wenig schüchtern war und dessen Scheu noch durch das Bewußtsein seiner untergeordneten und bescheidenen Stellung gesteigert wurde, zögerte; aber die kleine, hübsche Frau stieß ihn heftig in die Seite und sagte: „So gehe doch nur hinein, sie werden dich sicher nicht hinauswerfen!" — — —

Und als er wieder erschien und verwirrt stammelte: „Man verlangt dreihundert Franken", da rief sie mit Ueberzeugung: „Das ist nicht zu teuer. Nicht war, du wirst es doch kaufen, mein Liebster?" Wenn du es mir nicht zur zehnjährigen Feier unseres Hochzeitstages kaufst, da würde ich krank werden und traurig. Ich würde glauben, daß du mich nicht liebst, und ich glaube wirklich, daß du mich gar nicht mehr lieb hast, weil du so wenig Eifer zeigst, mir diese Freude zu bereiten." Herr Marci senkte den Kopf, er liebte seine anspruchsvolle Frau von ganzem Herzen, und so hörte er auf ihre Anspornungen, ohne ihr zu widersprechen. Er war ein wenig schwach von Charakter, der Herr Rudolf Marci. Und er hätte nichts besseres verlangt, als ihr das Armband kaufen zu können; aber dreihundert Frank wiegen schwer in einem kleinen Haushalt.

„Warum besinnst du dich noch, Schatz?" fragte die kleine Frau. „Denkst du daran, deinem Frauchen das Armband zu schenken? Höre, ich wollte mir ein Kleid machen lassen, um dir eine Freude zu machen, ein blaues Kleid, wie du es so gerne hast. Nun siehst du, wenn du mir das Armband kaufst, so verzichte ich auf das Kleid. Was meinst du dazu?" Dreihundert Frank! Herrn Marci überlief es mit einem kleinen Schauder. So wendete er nochmals

sie verlängern!"

Wie eine Schnecke mit ihren Fühlhörnern in ihr Haus zurückkriecht, so zog sich Rudolf Marci in sich selbst zurück und kam nicht mehr zum Vorschein; verdutzt sann er nach: „Es wird ihr so viel Freude machen!" Aber anderseits — — — die Vernunft, die Vorsicht — — —

Eines Morgens beim gemeinsamen Frühstück sagte seine Frau im Tone tiefsten Ernstes zu ihm: Und wenn ich dir einen Teil des Geldes gäbe, was würdest du dann sagen?"

Marci machte große Augen.

„Ach, es ist unrecht!" — seufzte sie. „Ich habe das Geld Nickel für Nickel in der Wirtschaft erspart — hier ein paar Rappen, dort wieder ein paar Rappen, und ich wollte, daß du es niemals erfahren solltest. Aber was soll ich machen? Ich bin zu gut und zu dumm. Ich sehe, dreihundert Frank ist dir zu viel. Ich werde hundert Frank von meinem Geld dazu geben. Es ist alles was ich habe; bilde dir nicht ein, daß ich etwa noch mehr erspart habe. Willst du sie? Dann werden wir das Armband bezahlen können." Herr Rudolf Marci sah nachdenklich in seine Kaffeetasse hinein und seufzte.

„Rudolf, sei nicht langweilig" — Frau Marci lachte etwas gezwungen." Wir wollen heute abend bei dem Goldarbeiter vorbeigehen, wenn du aus dem Büro kommst. Ich werde dich von dort abholen, dann werden wir zusammen in das Geschäft hineingehen, und ich probiere das Armband einmal an. Das kann man ja jeden Augenblick tun."

Und am Abend desselben Tages gingen sie zusammen zu dem Juwelier und betrachteten zunächst von der Straße aus die gleißende und klitzernde Auslage. „Komm, Rudolf, sei so gut und gehe mit mir hinein. Aber du selbst darfst es nicht kaufen, nichts sagen. Du mußt mich handeln lassen," sagte sie.

Sie gingen in das Geschäft hinein.

Madame ließ sich das Armband zeigen, legte es um ihr Handgelenk; sie betrachtete es ganz verliebt, wog es in der Hand, streichelte es und ließ sein Feuer spielen mit herzigen Gebärden.

„Wieviel kostet dieses Armband?" fragte sie. „Dreihundert Frank?"

„Dreihundert Frank" — sagte der Juwelier.

„Das ist zu teuer."

Der Juwelier lächelte: „Nein, nein, das ist nicht zu teuer. Es steht Ihnen so gut und ist eine hervorragende Arbeit. Ich verliere daran, wenn ich es Ihnen verkaufe, gnädige Frau. Aber für Sie will ich zweihundertfünfundsiebzig sagen."

Sie blickte verlegen zu ihrem Manne hinüber und sagte: „Das ist für uns wohl immer noch zu teuer?"

„Nun ja — es ist wohl ein wenig teuer", murmelte der Gatte. „Aber wenn es dir Freude macht — — —"

Er zeigte die ergebungsvolle Miene eines Menschen, der bei sich denkt, daß es ihm nicht das geringste Vergnügen macht, mit einer goldenen Kette am Handgelenk spazieren zu gehen — aber über Geschmack und Farben läßt sich nie streiten!

„Also, ich behalte es. Zahle, mein Schatz."

Er zog seine Portemonnaie aus der Tasche und sah sie an.

„Ja richtig, es ist ja wahr, du hast nicht genug!"

Sie zog langsam und ohne Ueberstürzung eine kleine Börse hervor, der sie hundert Frank entnahm.

„Da," sagte sie mit einem Seufzer — — — „Bist du nun zufrieden?" fragte er draußen. „Oh, mein Liebster!" rief sie feurig. „Wie gut du bist. Ich würde dich umarmen, wenn wir nicht auf der Straße wären!"

Wenige Wochen darauf erkrankte das älteste neunjährige Kind schwer. Das Armband und noch so manches andere wanderte in das Pfandhaus. Die Kosten für Arzt und Apotheke waren sehr groß. Marci wußte nicht, wo er das Geld hernehmen sollte. Er vergriff sich schließlich an dem Eigentum seines Chefs, indem er eine größere ihm anvertraute Summe unterschlug.

Welt und Wissen

Leben wir in einer Eiszeit? Die Eiszeit war, wie wir wissen, eigentlich eine Folge von mehreren Eiszeiten, unterbrochen von sogenannten Interglazial-, d. h. Zwischeneiszeiten. Diese hatten ein mildes Klima. In der Geographischen Gesellschaft von London hat der Klimatologe Brooks einen Vortrag gehalten, über den zunächst nur kurze Berichte vorliegen. Seine Ansicht ist, daß die Höhe der letzten Zwischeneiszeit um das Jahr 1800 v. Chr. zu setzen wäre, nicht, wie man sonst vermutete, 5000 v. Chr., und zwar würde damals die mittlere Jahrestemperatur an der norwegischen Küste 4 Grad höher gewesen sein als heute! Er begründet das mit Untersuchungen der norwegischen Fjorde. Der Grund des Zu- und Abnehmens der Temperatur, also der Eiszeiten und der wärmeren Zwischenzeiten, liegt in der schwimmenden Eiskappe des nördlichen Eismeeres, die entweder die Stärke und Größe der heutigen Zeit haben kann oder vielleicht auch periodisch ganz verschwindet, aus Ursachen, die wir noch nicht kennen. Es ist bezeichnend, daß die norwegischen Seefahrer, die ja in alten Zeiten einen dauernden Verkehr mit Island hatten, Grönland besuchten und sogar Amerika entdeckten, in ihren Berichten wohl heftige Stürme erwähnen, aber niemals Eis. Auch große Asiatische Wanderungen im Norden, wie das Ueberströmen der Eskimos nach Alaska und weiter ostwärts, weisen auf eine eisfreie, wärmere Zeit hin. Erst im 12. Jahrhundert, meint Brooks, habe sich die Eiskappe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg